Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Der Heide [Fortsetzung]
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573067

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

rufen könnte, gewissermaßen durch den Dichter selber schon getan findet, das Wort also nicht mehr musikerzeugendes Agens sein kann. Hier aber bot das Inhaltliche ein Motiv, das in seiner musikalischen Gestaltung so wesentlich doch im Wortlied ruht, daß es durch sein größeres Versinnlichungsvermögen eine wirkliche Steigerung bedeutet. Dreimal und stets in neuer Harmonisierung ertönt das Glockengeläute und beherrscht das Ganze, das ausklingt im seltsam erhobenen Klang der letzten, unbeantworteten Frage. Nach der ganzen Anlage des Gedichtes, das keinen einheitlichen Vers- und Strophenbau aufweist, konnte es kein Singlied im eigentlichen Sinne werden; das Dichterwort und die Musik des liebevoll sich einfühlenden Komponisten vereinen sich zu einem Stimmungsbild von zarter Wirkung. Das Gedicht ist 1915 als erstes von zwei Mundartgedichten entstanden. Den stillen Wunsch, es vertont zu sehen, hätte der Dichter schon damals gerne Hans Jelmoli unterbreitet. Doch fand er, wie oft noch, persönlichen Anschluß schwer. Das Sonderkind seiner Muse verbarg sich, um nach Jahren und des Dichters Tod sich erst zum Komponisten, dem es zugedacht, zu finden.

Im Versuch, die Welt des Dichters und sein Wesen zu erfassen, mag die Kenntnis des Gedichts ein Glied der Erkenntnis bilden; das Lied aber möge manchenorts aus diesen Blättern lebendig werden in Erinnerung an Karl Stamm, dessen Todestag sich am 21. März zum zweiten Male jährte.

Der Heide.

Eine Genfer Erzählung von Friedrich Glauser, Baden.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

„Ich gebe nicht viel auf Vorurteile," sagte Herr Benoît, als Celestine Honorine dreizehn Jahre alt war. „Aber alte Sitten haben bisweilen ihre guten Seiten; darum sollst du konfirmiert werden. Die Leute würden sonst glauben, berechtigt zu sein, dich über ihre hohen Achseln zu betrachten. Ich habe daher beschlossen, dich aufs Land zu schicken zu meinem Freunde, dem Pastor Leblanc. Er ist ein guter Mann, sein Sohn ist zwei Jahre älter als du. Ihr werdet zusammen lernen."

Im kleinen Zimmer, das keinen freien Platz an den Wänden ließ; denn hoch schichteten sich Bücher übereinander, gab Pastor Leblanc seine Religionsstunden. Aus dem gelben Kinn stach der weiße Bart spitz in die Luft, während sich der lange Zeigefinger in unsichtbare Theorien bohrte. Hin und her lief er von der Tür zum papierbedeckten Schreibtisch, mit sonderbar großen Schritten, die gar nicht zu seinen kleinen Frauenfüßen paßten. Auf dem Sofa saß die Marquise, unter einem runden Medaillon Calvins, der mit magerem Asketengesicht in die leere Luft starrte. Neben ihr saß Saul, des Pastors Sohn, mit verschrammten Wangen; denn er balgte sich gern mit den Jungen des Dorfes.

„Und all dies ist seine Schuld" — Herr Leblanc deutete mit gelbem Nagel nach dem Medaillon — „er hat die Liebe nicht verstanden. Er brauchte Theorie, leere Phrasen, Wissenschaft, wo einzig Liebe not tut. Die alles verzeihende Liebe. Man braucht nicht gelehrt zu sein, um lieben zu können. Niemand hat Jesus verstanden, niemand, nicht einmal sein Vater, der ihn sterben ließ am Kreuze; auch seine Jünger nicht, die zu disputieren begannen, wo einzig Verständnis nötig war. Die Nachfolger eines großen Mannes sind furchtbar, sie zerstören das wohlbegonnene Werk durch Verständnislosigkeit und Borniertheit. Seht nur das hochgelehrte Konsistorium, das mich hierher in die Einsamkeit geschickt hat; ich wollte es zwar, aber dennoch: über was disputieren sie in ihren Versammlungen? zu wissen, welches Dogma orthodox ist und welches nicht. Dummheit überall, überall, und sie erstickt den schönen Baum, statt ihn zum Gedeihen zu bringen."

Der kleinen Marquise schien die lautschallende Rede zu geräuschvoll; denn sie war es von ihrem Vater gewöhnt, nur

leise, wohltönende Worte zu hören. Saul aber neben ihr hörte gar nicht zu, sondern betrachtete das Mädchen scheu und angstvoll und senkte die Augen, wenn die kleine Marquise ihn ansah

„Ich hasse die Jünger und alle die, welche ihn unterstützt haben, den alten blutrünstigen Gott, die predigten, die Leute müßten sich schlagen und morden um seines heiligen Namens willen. Und besonders ihn, den schmalen Häretiker und Ketzerverbrenner, auf den alle hier so stolz sind. Einen Menschen verbrennen, wozu? Weil er nicht einverstanden war mit den unfehlbaren Gemeinplätzen dieses Kleintyrannen."

Rot platzten die Aederchen unter der dünnen Haut des Pastors; leise summte die kleine Marquise eine Melodie durch die Lippen, als wolle sie ihre Indifferenz zeigen. Bei jedem Schritt des Pastors stiegen aus dem dicken Teppich kleine Staubwolken auf, standen einen Augenblick still über dem Boden, um plötzlich verscheucht zu werden durch den weitausholenden Schritt.

Die Stunden des Herrn Leblanc waren ein wenig sonderbar. Es war, als wolle er seinem ganzen Haß, jahrelang hinuntergeschluckt, in einem Male Luft geben, als hoffe er, endlich einmal, verstanden zu werden von werdenden Menschen, da die Erwachsenen über ihn nur die Achseln zuckten. Er war berühmt gewesen eine Zeitlang, als er allsonntäglich von der Kanzel der Peterskirche herab predigte. Die Sünden seiner Zuhörer wurden von wohldokumentiertem Register abgelesen, und übervoll war deshalb die Kirche. Jeder wollte gern die Abkanzlung seines Nachbars hören und ließ die ihm bestimmte Strafpredigt gern über sich ergehen. Doch nach und nach begann Herr Leblanc sich zu langweilen. Er hatte gehofft, die Menschen bessern zu können, und als er sah, daß sich niemand änderte, die Menschen im Gegenteil verstockter wurden und verleumderischer, verlangte er, nach dem Tode seiner Frau, eine entlegene Pfarre und zog sich mit seinem Sohne nach Vandoeuvres zurück.

„Saul soll mein Nachfolger werden," hatte er zu Herrn Benoît gesagt, „mein Nachfolger im guten Sinne. Er soll zu den Menschen sprechen, die mich nicht verstanden. Er soll sie die Liebe lehren und die Brüderlichkeit."

Saul aber wuchs heran und wurde ein Dorflümmel, der lieber mit Kuhburschen sich balgte als seinem Vater zuzuhören.

Das Land enttäuschte die kleine Marquise. Zu grün waren die Wiesen und zu blau der Himmel. Kotig waren die Straßen zumeist, und aufdringlich grell glänzte die Sonne; auch ertrug sie nicht den Stallgeruch, der über dem Dorf lag und noch in weitem Umkreis zu spüren war. Sie ging bisweilen zwischen frischgeackerten Feldern, ein Buch in der Hand, fühlte sich erwachsen und verständig und begriff die jungen Mädchen nicht, die von purpurnen Sonnenuntergängen schwärmten. Sie hätte gern Italien gekannt; denn sie las Madame de Staël und träumte vom Kapitol und der heißen stechenden Sonne.

Saul folgte ihr meist wie ein treuer Hund. Er sprach nicht, sondern blickte dienstbeflissen auf die Hände seiner Freundin, um zuzuspringen, sobald sie etwas fallen ließ. Wenn sie ihm dankte, lächelte er mit breiten, gelben Zähnen.

Oft saß sie mit ihm im großen Zimmer, das im Erdgeschoß des Pfarrhauses lag. Rotglimmendes, rundes Holz knallte im offenen Kamin und ließ den seidenen weißen Strumpf der kleinen Marquise hell glänzen. Braune Bilder blickten herablassend von grüntapezierten Wänden, und zierlich geschnitzt lächelten zwei kleine weißbespannte Fauteuils. Saul saß am Boden in einer Ecke des Zimmers, fuhr mit langem gespaltenem Nagel einer Ritze des Fußbodens nach und sprach mit rauher Stimme. Er erzählte endlose Geschichten von fernen Abenteuern, schwang sich auf braune schweißtriefende Pferde und raste im Galopp unsichtbaren Feinden nach, denen er nach schwierigen Kämpfen eine gefangene Frau abnahm. Und er, der häßliche Saul, wurde von dieser Frau abgöttisch geliebt, er verschmähte sie jedoch und ritt andern Abenteuern entgegen.

„Wenn du groß sein wirst, Saul, wirst du Romane schreiben und sehr berühmt werden," sagte die kleine Marquise. Die braunen Augen Sauls glänzten im Dunkel. „Sing etwas!" bat er.

Dann sang die kleine Marquise vom König, der mit Trommelschlag die schönsten Damen seines Reiches hat versammeln lassen, um an ihrer Schönheit sich zu ergötzen. Und eine gefällt ihm, die Frau seines Freundes, des Marquis. „Wenn du sie mir geben wolltest," sagt der König zu seinem Freunde, „würde ich für sie sorgen." Und der Marquis, schweigend, nickt. Er wird Marschall von Frankreich und zieht in den Krieg. Aber die eifersüchtige Königin läßt die Marquise töten, durch ein vergiftetes Lilienbukett.

Sauls Stimme war krächzend und ähnelte stark dem Gebell der Hunde, wenn sie nachts den Mond beschwören; doch weich und tief, wie der Ton einer alten Viola, klang der Gesang der kleinen Marquise durchs Zimmer. Saul rutschte langsam aus seiner Ecke, und wenn sie endete, liefen Tränen über seine schmutzigen Wangen, weiße Rinnen in die graue Haut grabend.

„Saul, du bist ein Dummkopf, wenn du weinst," sagte die kleine Marquise und strich mit leichter Hand über die harten Haare des Knieenden. „Lieder muß man doch nicht ernst nehmen; du wirst nie glücklich sein, wenn du bei jeder Gelegenheit die Tränen trocknen mußt. Geh dich jetzt waschen; denn ich liebe unsaubere Leute nicht!"

Und Saul, der niemandem folgte, sondern stets frech antwortete, selbst seinem Vater, schlich beschämt zur Tür und rieb draußen in dunkler Küche die aufgesprungenen Hände, bis sie rot wurden.

An einem Sonntag holte Herr Benoît seine Tochter in lackiertem Wagen ab, um sie zu einem Fest zu führen. Er trug gelbe Hosen und eine weite blaue Redingote, die von der Taille glockenförmig bis zu den Knieen fiel. Er hob seine Tochter behutsam in den Wagen, vorsichtig bemüht, ihr weites weißes Spitzenkleid nicht zu zerdrücken. Traurig stand Saul unter der Tür und blickte dem Wagen nach, der dröhnend über ihn zu lachen schien.

Frau du Chanteuil gab ein Gartenfest und hatte die Zierden der Stadt eingeladen, sich bei ihr zu unterhalten. Sie war eine kleine rote Dame, in blauem Kleid. Fröhlich glänzten ihre falschen Zähne zwischen dünnen Lippen, und ihre gerundete Stirn sprang unter glänzenden grauen Haaren vor. Die weiße Spitzenhaube hüpfte auf dem beweglichen Kopf. Schnalzend küßte sie die kleine Marquise auf die Stirn. „Meine Herren und Damen," rief sie mit hoher kreischender Stimme, „die Zierde unserer Stadt, die kleine Zelebrität, das Wunderkind!"

Als erster trippelte Monsieur de Pequigny heran, küßte der kleinen Marquise die Hand, wie einer großen Dame, und führte sie, tänzelnd auf hohen Absätzen, an den Fingerspitzen zu einer Gesellschaft von Damen und Herren, die etwas abseits sprachen. In ihrer Mitte saß eine braune Frau, mit hoher schwarzer Frisur; das gelbe Seidenkleid breitete sich rings um sie aus.

„Sie ist schön wie die Brunnenfrau," dachte die kleine Marquise, „was wird sie zu mir sagen?"

„Madame," lispelte Monsieur de Pequigny, „eine Konkurrentin, die Sie vielleicht überflügeln wird. Obwohl Ihre Werke unsterblich sind, hüten Sie sich, Madame, der Jugend gehört die Zukunft."

„Du gefällst mir, mein Kind," sagte die Dame mit tiefer Stimme, die wie ein Orgelton sang.

Ein wenig zitterte die kleine Marquise; dann murmelte sie leise, kaum hörbar: „Sie sind nicht schön; denn Göttinnen sind weder schön noch häßlich. Sie sind göttlich."

„Exquisit, wunderbar, herrlich!" rief der schlanke Mann, der neben der Dame stand, und führte ein goldgefaßtes Lorgnon zu den Augen; braune Bartkoteletten zogen zwei breite Striche über seine Wangen. „Meine Liebe, von mir hörten sie nie derartige Komplimente."

„Nein, mein Kind, ich bin keine Göttin," sagte die Dame, „ich bin ein einfacher Mensch wie du, und daß die Leute mich bewundern, ist nicht meine Schuld." Dann nahm sie die kleine Marquise bei der Hand, zog sie an ihre Seite und hieß sie sich setzen auf den weißen bequemen Gartenstuhl. Der Ring der farbigen Kleider schloß sich um die beiden.

„Wer ist die Dame?" fragte die kleine Marquise flüsternd Monsieur de Pequigny.

„Madame de Staël." Monsieur de

Pequigny versuchte, seine kurze Gestalt zu verlängern, richtete sich hoch auf und blähte die schmale Brust unter dem weißen Jabot.

„Nun, Kind," sagte die Dame, „gefällt es dir hier?"

Die kleine Marquise blickte ohne Scheu in graue Augen. „Ich liebe die Farben in wohlgepflegten Gärten, den Flieder, der weiß und lila auf jenen Stauden blüht. Auch scheinen die Menschen hier fröhlich zu sein, fröhlicher als drinnen in der Stadt oder draußen im kleinen Dorf, wo ich wohne."

„Du solltest mit mir nach Italien kommen; wir führen in gelbem Wagen über weißbeschneite Berge, um an den Ufern tiefblauer Seen hernach zu verweilen. Orangenbäume blühen duftend, und die rosa Blüten der Mandelbäume zeichnen sich hell ab auf dem dunkeln Grün der Kastanienwälder. Und weiter führen wir dann, bis das stahlblaue Meer die grelle Sonne spiegelte und braune Männer in singender Sprache rote Früchte uns bieten würden in rauhen Händen."

„O, ich kenne das Land."

„Wieso?"

„Aus Ihrem schönen Buch, Madame."

„Ein sehr belesenes Kind, dein Vater kann stolz auf dich sein."

„Bitte mich nicht zu vergessen," schnatterte Monsieur de Pequigny, „ich bin eine gute Fee, zwar männlichen Geschlechtes. Von mir erhielt das Kind sein erstes Geschenk. Einen Montaigne, jawohl, eine Erstausgabe, bitte sehr."

„Wir wissen alle," die Dame lächelte kaum mit vorspringenden roten Lippen, „daß Sie, Herr Epigrammatiker, ein großer Gelehrter sind, und wir hoffen, daß Sie auch fernerhin dem Kind ein guter Berater sein werden."

„Sehr schmeichelhaft, Madame, sehr schmeichelhaft," dienerte Monsieur de Pequigny, preßte mit beiden Händen den grauen Zylinderhut an die Brust und schnellte elegant das rechte Bein zurück. Die schwarzseidenen Culottes spannten über den spitzen Knieen, und die weißen Strümpfe schienen mit ihren Falten die Runzeln der Stirn bekräftigen zu wollen.

„Vielleicht will Mademoiselle uns ein Gedicht vortragen," meinte der schlanke Mann, beugte sich zur braunen Dame und flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr.

„Ja, Kind, sag uns eins von deinen Gedichten."

„Ich habe erst eins gemacht, Madame, vor einem Jahr, zum Geburtstag meines Vaters; aber es ist so schlecht... Doch wenn Sie wollen."

Die kleine Marquise stand auf, stützte sich auf die Lehne ihres Stuhls, sprach, ein wenig stockend zu Beginn; denn sie ärgerte sich über das Wort Kind, das immer in den Anreden der Dame wiederkehrte. Dann sprach sie geläufiger, dabei fest in große graue Augen blickend, die endlich sich senken mußten. Es war ihr, als versinke sie tief in einen grundlosen See, höre sehr ferne Melodie wie Wellensummen spielen. Die Umstehenden blickten auf das kleine Mädchen, das ein großer weißer Fleck war auf dem grünen Hintergrund der Bäume. Weiße Taschentücher wehten vor erhitzten Gesichtern, bisweilen knirschte ein Schuh auf dem Kies. Und Bienen, schnell vorübersummend, zogen schwarze Striche durch die Luft, begleiteten mit feinem Geräusch die einfachen Worte der Verse.

Als die kleine Marquise geendet hatte, klatschten behandschuhte Hände den Beifall.

„Sehr schön, mein Kind, sehr schön!" sagte die braune Dame.

Der schlanke Mann neben ihr brach einen weißen Fliederzweig und steckte ihn in die blonden Haare des Mädchens. „Ich bekränze die Muse," sagte er lächelnd.

Die kleine Marquise errötete nicht; frei blickte sie die Umstehenden an, sah freundlich nickende Gesichter und fühlte, sie gehöre zu diesen ruhigen Menschen, die schöne Worte sprachen mit leiser Stimme, ohne nutzloses Händefuchteln.

„Ich bin sehr glücklich hier," sagte sie leise zur braunen Dame. „Uebrigens kenne ich Sie schon lange, Madame. Vielmehr, Sie gleichen einer Freundin von mir. Sie war aus Stein und stand auf unserm Schulhof. Sie war so schön wie Sie und kam bisweilen zu mir des Nachts, sang Lieder von weinrotem Meer, und nachher duftete das Zimmer nach gelben Narzissen."

„Was für eine Phantasie, was für

eine Phantasie!" gluckste Monsieur de Pequigny; „so jung und schon so schöne Träume; durchaus erstaunlich, muß ich sagen."

„Schweigen Sie doch ein wenig, Sie ewiger Schwätzer!"

Erstaunt bemerkte die kleine Marquise, daß die Dame sehr böse blicken konnte und glashart ihre Augen auf den Sprecher starrten.

„Man soll nicht immer lächeln und spötteln und grimmassieren. Nur auf den Eindruck bedacht sein, den man macht. Einfach bleiben, wie du es jetzt bist."

Ein kalter Wind klapperte in den Bäumen mit verdorrtem Holz. Im See spiegelten sich die Lichter kleiner Dörfer. Rund und rot rollte Frau du Chanteuil heran, am Arme des Herrn Benoît.

„Bitte in den großen Saal sich begeben zu wollen; es wird kalt, und ich fürchte den Schnupfen für all die schöngeformten Nasen."

Madame de Staël nahm Herrn Benoîts Arm und stützte sich leicht auf die Schulter der kleinen Marquise.

„Sie sind glücklich, Herr Benoît?"

„Ja, Madame." Ruhig war die Stimme.

„Ich habe viel von Ihnen gehört, von Ihren Kämpfen, wenn man es so nennen darf. Auch Ihre Tochter liebe ich sehr."

Die kleine Marquise glaubte zu träumen; weich lag die feste braune Hand auf ihrer Schulter, und weiß schimmerten die runden glänzenden Nägel im Lichte eines nahen Fensters. „Ich werde auch so werden, groß und gütig wie die Dame neben mir; und viele Männer, alte und junge, werden meinen Reden lauschen, meine Schönheit bewundern und meine Klugheit. Ich liebe die große Dame. Sie schreitet so weich auf dem harten Kies, traurig und müd aber klingen ihre Schritte. Wer ist der junge Mann, der hinter ihrem Stuhl stand? Vielleicht liebt sie ihn, und er muß sie verlassen. Wird ihr Abschied so schön sein wie der Abschied des Titus von seiner Freundin Berenice in der wohlklingenden Tragödie?"

Leise sprach Madame de Staël: „Ich möchte bisweilen die Worte des Dichters wiederholen:

Oh Herr, Ihr habt mich so gemacht, gewaltig und allein,
Laßt mich doch endlich in den Schlaf der Erde ein.

Der Ruhm ist schwer zu tragen, mein lieber Herr Benoît, weil alle meinen, man sei ein außergewöhnliches Wunder. Ich aber bin nur eine arme Frau und brauche Liebe." Madame de Staël seufzte, und schwerer drückte ihre Hand auf die Schulter des Mädchens.

Sie gingen am See entlang, dem erleuchteten Landhause zu. Hie und da sprang ein Fisch aus dem Wasser, schimmerte einen Augenblick und verschwand; schwarze Kreise wurden größer, und leise Wellen betasteten das Ufer.

„Ich verstehe Sie, Madame." Herr Benoît räusperte sich. „Aber wir müssen uns trösten; der Mensch ist ein so sonderbares Geschöpf, ewig sich erneuernd, daß er alles erträgt, wenn er nur die genügende Geduld aufzutreiben vermag. Hoffen wir auf den Wechsel der Dinge, er bringt bisweilen sonderbare Geschehnisse, tröstende und komische. Lächeln ist in beiden Fällen erlaubt."

„Sie sind fast ein Weiser."

„O nein, nur ein bescheidener Schüler eines großen Meisters."

Sie stiegen die breiten Treppen hinauf und kamen in den Speisesaal. Der schwarze eiserne Lüster trug weiße Kerzen. Als großer gezackter Kranz umgaben die vergoldeten Stühle den langen bunten Tisch. Aus hohen Vasen ragten langgestielte Nelken, die rote Schatten auf das glänzende Tischtuch warfen.

„Mir gegenüber muß es sitzen, das Wunderkind. Nicht wahr, Madame, es ist entzückend?" rief Madame du Chanteuil.

Madame de Staël nickte nur, traurig und abwesend.

Oben an der Tafel saß Madame du Chanteuil und lächelte Herrn Benoît zu, der rechts von ihr seinen Platz hatte. Löffel klapperten in blumenbesätem Porzellan. Herr Sismondi, mit dickem Prälatengesicht, hatte Mühe, den schlanken Löffel in den dicken beflaumten Händen zu halten. Er fürchtete, ihn fest zu fassen; der dünne Stiel hätte sich biegen können unter dem starken Griff. Aus hochroter Nase schnaufte er Dampfwolken in den

langen braunen Schnurrbart. Bisweilen faßte er ihn mit der Unterlippe und sog die Suppenreste schlürfend in den breiten Mund. Madame de Staël saß neben ihm, starrte in ihr hohes Glas und fuhr gedankenlos dem goldgelben Schatten nach, den der Wein auf das Tischtuch zeichnete. Lang und hager saß rechts neben ihr Herr de Beaumont, mehr einem Pfarrer ähnelnd als einem Diplomaten. Kaum öffneten sich seine Lippen, wenn er eine kecke Bemerkung seiner Nachbarin zuflüsterte. Sein Sohn schwatzte mit feister Stimme unaufhörlich zu einer jungen Dame, die seinen Anekdoten mit Interesse zuhörte. In augenblicklicher Stille fielen die lauten Worte wie dumpfe Gummibälle auf den Tisch, prallten gegen die Wände und hüpften eine Zeitlang auf dem Fußboden.

„Der Marquis traf seine Frau im Bette an, und zwar nicht allein. ‚Madame', sprach er, sich tief verneigend, ‚wollen Sie die Güte haben, mich dem Herrn vorzustellen.'"

Dröhnend rollte das Lachen aus dem breiten Brustkasten des Herrn Sismondi, während Herr de Beaumont kaum die Lippen verzog und seinen Sohn mit verstecktem Stolz betrachtete.

„Haben Sie gehört, Madame?" posaunte Herr Sismondi. „Ah, wirklich sehr gut! Ich habe selten..." Er mußte husten und preßte die Spitzenserviette vor sein hochrotes Gesicht.

„Madame, haben Sie schon den Pastor Cousin besucht?" fragte ein schüchterner junger Mann, Herr de la Rive, Sohn, und starrte errötend auf Madame de Staëls abwesendes Gesicht.

„Nein!" Nach sehr langer Zeit erst kam die Antwort. „Ist er so interessant?" Ein gelbes Rosenblatt fiel langsam aus ihrem Haar und blieb an der Haut haften, die braun hervorschimmerte aus weitausgeschnittenem Spitzenfichu.

Das Mädchengesicht des Herrn de la Rive wurde röter; er öffnete die feuchten Lippen und sprach ein wenig stotternd.

„Wirklich ein heiliger Mann. Er lebt fern von der Stadt in großem Garten, begießt seine Blumen und lobt Gott. Weiße Haare fallen lang und lockig auf seinen groben blauen Leinenkittel. Er lächelt immer; manchmal aber, wenn er ekstatisch zum Himmel blickt, läuft ein silbriger Speichelfaden, zart wie Seide, aus seinem zahnlosen Mund. Die Vögel fliegen auf seine Schultern, setzen sich auf seinen Kopf; er läßt sie ruhig gewähren, rührt sich nicht und lächelt. Manchmal singt er mit hoher reiner Stimme einen alten Psalm, und die Leute bleiben am Gartenhag stehen und lauschen dem Gesang. Man pilgert schon zu ihm hinaus; denn man sagt, er heile die Kranken und mache die Blinden sehend."

„Aberglauben, nichts als Aberglauben!" knatterte Monsieur de Pequigny in die plötzliche Stille.

Madame de Staël fuhr auf, blickte die Tafel entlang, als suche sie jemanden. Der schlanke Mann mit den Bartkoteletten flüsterte lächelnd ins Ohr der kleinen Marquise. Sie sah auf. Zwei graue Augen suchten die ihren; traurig waren sie und schienen zu bitten. Und das Lächeln verschwand aus den Augen der kleinen Marquise; denn sie fühlte, die große braune Dame leide sehr stark. Sie schwieg und blickte streng in das Gesicht des schlanken Mannes.

Monsieur de Pequigny schnatterte weiter: „Wo man hinblickt, Aberglauben, nichts als Aberglauben! Die Leute werden dümmer und dümmer und lassen sich von der Verrücktheit eines alten Mannes irreführen. O, warum sind die Zeiten Voltaires vorbei, wer wird sie uns wiederschenken? Nun beginnen auch gescheite junge Köpfe an derartigen Verirrungen Freude zu haben." Das Gesicht Monsieur de Pequignys runzelte sich, wurde wieder glatt, um von neuem Wellen zu werfen. Die lange Nase schwankte bedenklich über dünnen Lippen.

„Aber, Herr Dichter, wer wird so heftig werden!" beruhigte fett und gemütlich Herr Sismondi. „Sie finden jeden Geschmack in der Natur, warum soll nicht auch der Geschmack am Glauben seine Berechtigung haben? Den Lahmen gibt man Krücken, und den Kurzsichtigen setzt man Brillen auf die Nase; warum soll der Geist nicht auch derartige Hilfsmittel gebrauchen dürfen?"

Die kleine Marquise fühlte eine leichte Berührung an ihrem Knie. Ein Schuh legte sich mit sanftem Druck auf den ihren. Und wieder sah sie die großen traurigen

Augen bittend blicken, während der junge Mann ihr zuflüsterte: „Sie sind schön, und Ihre Lippen sind sicher weich und duftend wie Erdbeeren!“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn die kleine Marquise, „Sie zeigen sich lächerlich, wenn Sie glauben, daß Ihre Komplimente mir Eindruck machen!“ Sie zog ihren Fuß zurück, rückte ein wenig fort und hörte ihren Vater eben sagen:

„Wir werden alt, Madame; aber die Zeit ist dem gütig, der sich nicht empört gegen sie. Was nützen alle Kämpfe, wenn wir an den Tod denken? Ein wenig Zeitvertreib sind sie, bringen Abwechslung in die Eintönigkeit der grauen wandernden Tage. Mein Leben ist nun bald zu Ende, die Jahre ziehen an mir vorüber wie eine bunte Prozession festlich gekleideter Bauern. Keines sieht auf den ersten Blick dem andern ähnlich, und doch sind sie gleich im Grunde durch den Geist, der sie durchzieht. Ich habe die Ruhe geliebt über alles, die Ruhe der gleichmütigen Seele. Und wenn es schließlich einen Gott geben sollte, was nicht unmöglich ist und durchaus faßbar, so wird er nicht grausam zu mir sein. Ich habe ihn bisweilen gegrüßt von fern, und wenn ich ihn nicht ansprach, so geschah es aus übertriebener Höflichkeit. So viele verfolgen ihn mit Bitten und Klagen; vielleicht ist er mir dankbar, daß ich versuchte, zu leben, ohne ihn zu belästigen.“

Herr de Beaumont hatte wieder ein Bonmot zum besten gegeben. In das allgemeine Lachen stach der spitze atemlose Schrei Monsieur de Pequignys. Er hüpfte vergnügt auf seinem Stuhle, piepste durchdringend und trommelte mit knöchernen Fingern auf dem Tischtuch.

Ueber dem Saal lag ein schwerer Geruch von Speisen und Blumen. Ein Glas zerschellte mit hohem Klang am Rande einer Porzellanplatte. Rot lief der Wein über das glatte Tuch, überschwemmte eine herabgefallene weiße Nelke und färbte sie rosa. Herr Sismondi entschuldigte bedrückt seine Ungeschicklichkeit.

„Es ist so heiß hier!“ seufzte Madame de Staël. Herr Sismondi sprang auf und ging knarrend zum Fenster. Der Wind legte die gelben Kerzenflammen auf die Seite.

Leise redete wieder der schlanke Mann zur kleinen Marquise: „Ich habe alles versucht, um meinen Ekel vor der Welt zu vertreiben. Mit Menschen versuchte ich zu reden und ihre kleinlichen Gefühle zu teilen. Aber meine Ueberlegenheit war ihnen peinlich. Dann versuchte ich, Frauen zu lieben und mich zu demütigen vor ihnen; aber die Frauen lagen vor mir auf den Knieen, und bald konnte ich nicht mehr an die so oft besungenen Freuden der Liebe glauben. Dann wollte ich zum Volke sprechen, es zur Freiheit führen und zur Entfaltung seiner Kräfte. Aber ein anderer, gröberer, riß mir die Gewalt aus der Hand. Die Massen jubelten ihm zu; denn er wußte die Peitsche zu führen. Da begann ich zu reisen und besah mir fremde Länder. Ueberall Langeweile; denn ich suchte mich selbst zu vergessen und fand immer nur mich selbst. Unbekannte Völkerscharen sah ich, die mich anbeteten, wie einen Gott. Aber schon meine Landsleute hatten mir zugejubelt und meinen Befehlen gehorcht. Wie unerträglich war es, nun von Wilden angebetet zu werden. Dann suchte ich Gott und verteidigte ihn, weil ich ihn nicht fand. Ich schrieb Bücher, flocht Perioden zu seltsamen Kränzen und schmückte sie mit bunten, papiernen Blumen. Und die Menschen fanden meine Arbeit schön und liebten mich von ferne. Aber ich bin immer allein in kalter Nacht, über mir der schwarze Himmel, zu dem ich mich fürchte aufzublicken, und unter mir das Gesumme der Menschen, das mich so wenig interessiert. Sie müssen mich entschuldigen für meine frühere Annäherung: aber ich suche verzweifelt das Pochen eines freundlichen Herzens. Hören Sie weiter und kehren Sie sich nicht ab. Einmal habe ich das Nutzlose meines Lebens ganz gefühlt. Es war in Paris, und ich war trauriger als sonst; denn eine johlende Menge hatte mich ausgepfiffen. Da erinnerte ich mich eines Dichters, der fern in einer Vorstadt wohnte, den alle Menschen liebten, und dessen Lieder jeder kannte und sang. Ich stieg eine hohe Treppe hinan, an schmutzigen Türen vorbei, und unangenehm roch das Haus, nach trocknenden Windeln und kochendem, schlechtem Fett. Ich klopfte an eine grünbemalte Tür. Ein großer Mann öffnete mir. Sein Gesicht war weich und fröhlich. Die starke Nase war gerade und gerundet das glatte Kinn.

‚Monsieur,‘ sagte er, ‚ich kenne Sie nicht, aber Sie sind mir willkommen. Was wünschen Sie?‘

‚Nichts,‘ antwortete ich; ‚aber man sagte mir, Sie seien wahrhaft glücklich. Das wunderte mich, und ich bin gekommen, mich davon zu überzeugen.‘

Er führte mich in eine kleine dunkle Stube. Eine Violine hing an der Wand. Am Fenster saß eine kleine Näherin in roter Bluse und sang ein Lied, ein Lied des Dichters. ‚Das ist Ninon,‘ sagte er, sie ist eine Zeitlang mein Glück. Bis ich überdrüssig bin oder sie von dem Glück genug hat. Dann wechsle ich, und eine andere Ninon nimmt ihren Platz ein. Denn Wechsel allein ist Glück. Man muß auch trachten, die Liebe des Volkes zu gewinnen; mich macht es glücklich, auf der Straße gegrüßt zu werden von jedermann.‘

Als ich fortging, war ich nicht klüger als vorher. Ich kann keine Lieder fürs Volk schreiben. Auch habe ich versucht, mit kleinen Ninons zusammenzuleben; aber dazu gehört eine Dachstube in ärmlichem Haus. Und das ist mir zuwider. Das Volk stößt mich ab; es riecht schlecht und brüllt immer viel zu laut. Ich bin wahrhaft unnütz auf dieser Welt.“

Die kleine Marquise hörte zu, fast unwillkürlich. Die weichen Sätze verspannen sich zu einem seltsamen Stoff, der wie ein Schleier sich legte über müde Gedanken.

„Sie müssen sehr unglücklich sein,“ meinte sie aufrichtig. Der schlanke Mann seufzte und strich über seine lockigen Haare. „Vielleicht, daß ich Ihnen später helfen kann, jetzt bin ich noch viel zu jung.“ Die kleine Marquise lächelte bei diesen Worten.

Geräuschvoll wurden die Stühle zurückgeschoben, und paarweise gingen die Gäste in den hellerleuchteten Park. Die kleine Marquise hatte ihre weiße Hand auf den schwarzen Aermel ihres Begleiters gelegt, und stolz schritt sie an Madame de Staël vorüber. Sie wollte zeigen, daß sie kein Kind mehr war.

Und draußen im Garten, der hellbeleuchtet von gelben Lampions seltsam matt und verstaubt glänzte, sprach der schlanke Mann weiter.

„Sie wissen nicht, mein Fräulein, wieviel Mut eigentlich zum Leben gehört. Die Leute gehen herum, beschäftigen sich mühselig mit unnützen Dingen, sprechen Worte, die keinen Widerhall finden, sondern lautlos fallen, wie Eisenkugeln auf Sandsäcke. Sie versuchen zu vergessen, daß sie leben, und dies ist gut für sie; wenigstens bleibt Denken ihnen erspart. Ich habe oft daran gedacht, mich zu erschießen, um endlich einmal mich selbst nicht mehr zu fühlen; doch plötzlich weht ein heller Rock vorüber an unsern Augen, und wir lächeln wieder. So ist es mir mit Ihnen ergangen, mein Fräulein. Ich kam traurig hierher, stündlich, stets verfolgt von den Liebesbeteuerungen und Eifersuchtsszenen jener braunen Dame. Und dann sah ich Sie und fühlte Ihre Jugend und bewunderte Ihre Klugheit und ...“

Die kleine Marquise fühlte die heiße Hand auf ihrem Arm. „Und das nennt man Liebe!“ dachte sie und mußte lächeln. „Man gebrauchte schönere Worte in den Büchern, die ich las. Wie langweilig ist dieser große Mensch und wie banal.“

„Ich möchte Sie berauschen mit meinen Worten und Ihnen die Größe meiner Liebe zeigen. Verlangen Sie von mir, was Sie wollen. Ich will alles für Sie tun.“

„Wollen Sie in den See springen, bitte!“ Ganz ruhig und sachlich hatte die kleine Marquise gesprochen, ohne Zittern in der Stimme. Sie mußte plötzlich an die kalte Brunnenfrau denken, die sich lieben ließ ohne zu sprechen. Es schien ihr, als habe sie nichts mehr zu lernen, als sei die Liebe, auch ungeteilt, nur ein langer Wortschwall, mit ganz bestimmter Betonung hergeleiert. Auch verachtete sie ein wenig die große Dichterin, die so hoch über den Menschen zu thronen schien und doch dienen mußte der Liebe.

Der schlanke Mann richtete sich auf, blickte erstaunt auf das junge Mädchen, lachte dann leise. „Sie sind die erste, die mir nicht geglaubt hat, wirklich. Und ich dachte ein vollendeter Schauspieler zu sein.“

Auch die kleine Marquise mußte lachen. „Er ist doch nicht so dumm,“ dachte sie. Dann verbeugte sie sich schweigend und lief, ihren Vater zu suchen.

Als der Wagen ratternd in der Nacht untertauchte, blickte ihm Madame de Staël glücklich lächelnd nach.

(Fortsetzung folgt.)